

Revolutionäre Zeiten

Von der „Friedlichen Revolution“ zu den Protesten in der arabischen Welt

Öffentliches Kolloquium am 16. Mai 2014, Dresden

Projektleitung:

Dr. phil. Julia Schulze Wessel

TU Dresden, Institut für Politikwissenschaft
Lehrstuhl für Politische Theorie und Ideengeschichte

Eine Kooperation des Lehrstuhls für Politische Theorie und Ideengeschichte der TU Dresden, dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden und Weiterdenken – Heinrich- Böll- Stiftung Sachsen.

Eine Revolution war es trotzdem

Von Hannah Wettig

Als Anfang 2011 die Tunesier und Ägypter ihre Diktatoren stürzten und auch in Libyen, Jemen, Bahrain und Syrien die Massen gegen ihre Machthaber auf die Straßen gingen, sprach man von Revolutionen. Doch schon kurz darauf bezeichneten westliche Medien und Experten die Erhebungen nur mehr vorsichtig als Frühling, inzwischen ist von Revolten oder Arabellion die Rede.

Dieser Wandel der Bewertung der Vorgänge ging einher mit wachsender Skepsis ihren Ausgang betreffend. Die Prognosen sind zweifellos düster. In Ägypten ist erneut eine Militärdiktatur entstanden. Libyen und Jemen versinken im Chaos. In Syrien tobt ein blutiger Bürgerkrieg. Auch in Tunesien läuft der Übergang holprig mit politischen Morden, militanten Salafisten und wechselnden Regierungen.

In den Sozialwissenschaften wird Revolution meist als Volkserhebung definiert, die zu einem Systemwechsel führt. Hat kein Systemwechsel stattgefunden, kann man dementsprechend nicht von Revolution sprechen. Für die aktuelle Bewertung ist eine solche Definition jedoch wenig tauglich, da auf Revolutionen historisch häufig lange Übergangsphasen, Chaos, Krieg und Terrorregime folgen.

So mündete die Französische Revolution – immerhin das Vorbild der Revolution in unseren Geschichtsbüchern – zunächst in eine neue Form der Monarchie unter Napoleon Bonaparte. Zweifellos unterschied sich diese stark vom Ancien Regime. Aber es ist heute auch noch nicht ausgemacht, ob die Diktatur des ägyptischen Generals Abdel Fattah Al Sisi sich nicht ebenfalls qualitativ deutlich von der Hosni Mubaraks unterscheiden wird – zum besseren oder zum schlechteren.

Historiker scheinen die Bezeichnung „Revolution“ ohnehin nicht an einen vollzogenen Systemwechsel zu koppeln. So werden allgemein die Ereignisse 1848 in Deutschland als Revolution bzw. gescheiterte Revolution bezeichnet. Das Scheitern führt also hierzulande nicht dazu, eine Revolution als Revolte zu qualifizieren.

Obwohl kein Systemwechsel stattgefunden hat, gibt es gute Gründe dafür, 1848 als Revolution zu bezeichnen. Der Unterschied zwischen Revolte und Revolution liegt in den Entstehungsbedingungen und Motiven der Handelnden. Denn sie entscheiden letztlich darüber, ob über kurz oder lang ein radikaler Wandel stattfinden wird. Der Revolution von 1848 war ein Bewusstseinswandel in der Gesellschaft vorangegangen und sie hat diesen Bewusstseinswandel selbst verstärkt, so dass der preußische Staat gezwungen war sich drastisch zu reformieren und Ideen der Aufklärung umzusetzen.

Eine Brotrevolte hat hingegen nichts mit einem Bewusstseinswandel zu tun. Gleichwohl entzündeten sich Revolten und Revolution häufig an sozialen Fragen.

In Tunesien, Ägypten und Syrien erlebten im vorangegangenen Jahrzehnt große Teile der Bevölkerung einen sozialen Abstieg. Durch Privatisierungen und Senkung der Subventionen für Lebensmittel und Brennstoffe, vergrößerte sich die Schere zwischen Arm und Reich drastisch. Dürren und die Lebensmittel- und Wirtschaftskrise 2008 verstärkten die sozialen Probleme.

Hinzu kam, was Ted Gurr „relative Deprivation“ nennt. In seinem Standardwerk „Rebellion“ erläutert er damit das Auseinanderfallen von Ansprüchen und Erwartungen, ausgelöst durch eine Vergleichsgruppe, die mehr hat. Vergleichsgruppen in den arabischen Diktaturen wären beispielsweise die Familienclans der Herrscher, die ihren durch Korruption erworbenen Reichtum zunehmend zur Schau stellten. Möglicherweise wären es auch die eigenen Eltern, die nach dem Hochschulabschluss eine Anstellung bekamen, während die heutige Jugend auf dem Arbeitsmarkt chancenlos ist. Die jungen arabischen Revolutionäre vergleichen sich im Zeitalter der Globalisierung aber auch stärker als noch ihre Eltern mit den Gleichaltrigen in der westlichen Welt.

Insbesondere in Ägypten und Tunesien brodelte es schon vor den Revolutionen wegen der sozialen Situation. Seit fast zehn Jahren wurde fast immer irgendwo gestreikt.

Doch im Jahr 2011 forderten die Demonstranten eben nicht Arbeitsplätze und Mindesteinkommen. Als Bashar Al Assad in Syrien kurz nach Ausbruch der Proteste die Staatsgehälter und Subventionen für Heizöl erhöhte, reagierten die Demonstranten verärgert darüber, dass er sie abspeisen wollte. Im verhältnismäßig wohlhabenden Öl-Staat Libyen spielte die soziale Frage ohnehin eine untergeordnete Rolle.

Die Forderungen der Demonstranten in allen Revolutionsländern waren: Freiheit, Würde, Gerechtigkeit. Nur eine davon ist sozial, die nach Gerechtigkeit. Die nach Freiheit richtet sich an das politische System. Die Forderung nach Würde ist letztlich die Forderung nach einem Rechtsstaat.

Sie spielte in den arabischen Revolutionen eine besondere Rolle: In Tunesien, Ägypten und Syrien war Polizei-Willkür Anlass für die ersten Massenproteste. In Tunesien verbrannte sich ein Gemüsehändler, weil eine Polizistin seinen Karren konfisziert hatte. In Ägypten sammelte sich der Protest in der Facebook-Gruppe „Wir alle sind Khalid Said“ – Said war ein Blogger, der von der Polizei zu Tode geprügelt wurde. In Syrien trieb die Verhaftung und Folter von Kindern und Jugendlichen Tausende in allen Teilen des Landes auf die Straße.

Hannah Arendt schreibt in ihrer Abhandlung „Über die Revolution“, es sei ein Vorurteil des 19. Jahrhunderts, dass die Wurzel aller Revolutionen die soziale Frage sei. Für Revolutionen charakteristisch sei vielmehr die Forderung nach Freiheit, gekoppelt an die „Erfahrung des Neubeginns“. Wobei mit Freiheit nicht die Befreiung von der Gewaltherrschaft, sondern die Freiheit zum Handeln, zur aktiven Teilnahme am politischen Geschehen gemeint ist.

Die Erfahrung des Neubeginns konnte sehr eindrücklich erleben, wer die arabischen Revolutionsländer im Frühjahr 2011 besuchte. Es herrschte eine Stimmung der Euphorie und die Überzeugung, jetzt werde alles anders, nicht nur die Politik, sondern das Leben überhaupt. Insbesondere wurden kulturelle Normen und Geschlechterverhältnisse in Frage gestellt. In einem Café beobachtete ich, wie sich zwei junge Pärchen küssten und sprach sie an, ob das nicht nach wie vor verboten sei. Daraus entwickelte sich eine lange Diskussion, was eine Revolution sei: Der eine meinte, man müsse sich politisch engagieren, die anderen wollten die Gesellschaft durch ihr Verhalten revolutionieren. Alle waren sich einig, dass das Küssen in der Öffentlichkeit Teil der Revolution sei. Es war sehr deutlich: Hier ging es nicht nur um den

Systemwechsel, sondern um einen Bewusstseinswandel, der viele Lebensbereiche berührte.

Der französische Demograph Emanuel Todd schreibt in dem Interview-Band „Frei – Der arabische Frühling und was er für die Welt bedeutet“ man könne Revolutionen mit zwei Faktoren erklären: Der Alphabetisierungs- und der Geburtenrate. Ob französische, englische, russische oder iranische Revolution, sie alle ereigneten sich, als über 50 Prozent der Bevölkerung alphabetisiert waren (zumindest in den Städten). In der arabischen Welt verhält es sich jetzt ebenso.

Als zusätzlichen Schub für eine Revolution sieht Todd den Wandel in den Familien- und Geschlechterverhältnissen. Mit der Alphabetisierung der Frauen sinkt die Geburtenrate. „In einer Gesellschaft, die ihre Geburten kontrolliert, haben sich die Beziehungen zwischen Mann und Frau gewandelt. Noch dazu ereignet sich dieser Wandel in einer Gesellschaft, in der die Jungen schreiben und lesen lernen. Damit tritt eine Situation ein, dass die Söhne, nicht aber die Väter lesen können. Dies führt zu einem Bruch in den Autoritätsbeziehungen, und zwar nicht nur auf der familiären Ebene, sondern implizit auf der Ebene der Gesamtgesellschaft.“

In eine ähnliche Richtung argumentiert die Politikwissenschaftlerin und ägyptische Revolutionärin Hoda Salah, wenn sie schreibt: „Junge Frauen und Männer wenden sich von den patriarchalen Werten der Gesellschaft ab, sie wollen niemandem mehr aufgrund seines Geschlechts oder Alters gehorsam sein. Sie haben den Ägyptern die Angst vor dem Staat genommen und sie brachen mit dem Respekt vor Mubarak, dem „Vater der Nation.“

Dieser Bewusstseinswandel lässt sich nicht mehr zurückdrehen, auch wenn sich auf der anderen Seite wie in Ägypten militanter Widerstand dagegen formiert. Die brutalen und gezielten Massenvergewaltigungen sind Ausdruck dieses gesellschaftlichen Konflikts, der die Gesellschaft in ihren Fundamenten erschüttert.

Das politische System muss eine Antwort darauf finden. Daher wird jedes neue aus den Revolutionen hervorgegangene System deutlich anders sein als das alte. Das muss nicht immer gut sein: Der Iran nach 1979 war nicht mehr das Schah-Regime. Die Ayatollahs an der Macht fanden verschiedene Antworten auf den Bewusstseinswandel: Die Mobilisierung von Frauen für die islamische Sache ist eine solche Antworten, wenn auch eine paradoxe.

Die arabischen Revolutionen sind in Bezug auf Motive und Entstehungsbedingungen in ihrem Kern klassische Revolutionen, in einem Punkt unterscheiden sie sich jedoch deutlich von europäischen Revolutionen und auch von der iranischen. Es gab praktisch keine revolutionären Führer. Die westlichen Medien haben versucht, die BloggerInnen dazu zu machen, aber nur wenige dieser HeldInnen der Revolution waren mehr als BürgerjournalistInnen: zweifellos so wichtig für die Revolution wie es einst Flugblattschreiber und Drucker waren, aber eben keine AnführerInnen.

Viele TheoretikerInnen sehen allerdings das Vorhandensein von solchen Revolutionsführern als Bedingung für die Revolution. So schreibt etwa Hannah Arendt, für den Ausbruch der Revolution bedürfe es „einer genügenden Anzahl von Menschen,

die auf einen Zusammenbruch mehr oder minder vorbereitet und willens sind, die Macht zu ergreifen.“

Sie kannte das Phänomen Facebook nicht. Im Falle der arabischen Revolutionen haben die neuen Medien bewirkt, dass die revolutionäre Bewegung hierarchiefrei als stetig wachsendes Netz entstand.

Tatsächlich ist das nicht völlig ohne Plan geschehen. Einer der Köpfe der ägyptischen Revolution war Wael Ghonim, der als Administrator der ägyptischen Facebook-Seite „Wir alle sind Khaled Said“ einen erheblichen Anteil am Entstehen erfolgreicher Protestformen hatte. In seinem Buch „revolution 2.0“ beschreibt er, wie er seit Sommer 2010 mit ein paar Anderen diskutiert hat, zu welchen Protesten auf der Seite aufgerufen werden sollte, was erfolversprechend sei, wann man mutiger werden könne, aber auch, welche Informationen unterdrückt werden sollen.

Trotzdem schreibt er über das Phänomen, das er Revolution 2.0 nennt: „Niemand war der Protagonist, denn alle waren ihre Protagonisten.“ Genau diesen Anschein hatte es – jedenfalls wenn man hinzufügt: Alle, die sich im Netz an den Diskussionen beteiligten.

Facebook war nicht der Auslöser der Revolutionen – auch ohne die sozialen Medien waren die Faktoren, die zu Revolutionen führen, vorhanden. Doch haben die sozialen Medien ein neues Setting geschaffen, eins ohne revolutionäre Führer. Zweifellos haben sich inzwischen politische Persönlichkeiten herausgebildet, die einen Diskussionsprozess führen. Möglicherweise hat aber genau der Grad, in dem das gelungen oder nicht gelungen ist, Einfluss auf den Erfolg von Revolutionen.